

der Filmproduktion an. Hier ist insbesondere eine immanente Genrekritik, sowie eine Ironisierung und Reflexion von vorgegebenen Mustern wie Genres und Stereotypen zu beobachten. „Die Performanz der Stereotype zielt nun ungleich stärker auf deren Uneigentlichkeit, auf die Zerstörung des Anscheins von Unmittelbarkeit und auf die Betonung von Künstlichkeit.“ (225) Eine wirkliche Entfaltung auch der kritischen Implikationen fand erst im nachklassischen Kino statt. Schweinitz exemplifiziert dies ausführlich am Beispiel von *C'era una volta il west* (I/US 1968), der die Westernkonventionen durch „Reduktion/Selektion, Steigerung, Verlangsamung, Wiederholung und hyperrealistische Hervorhebung“ (229) sukzessive entwicklicht und entblößt, ihnen gleichzeitig aber auch ein Denkmal setzt. Auf der theoretischen Seite entwickelt Schweinitz das Argument des Reflexiv-Werdens von Stereotypen mit Bezugnahmen auf Pop-Art und auf den Begriff des Camp, die beide das Stereotyp feiern und gleichzeitig seine Erstarrungen durch Überhöhung und Aushöhlung brechen. Weiterhin verweist er auf die wichtige Rolle, die die Mediенsozialisierung des Publikums und der Filmkritiker für einen solchen spielerisch-kritischen Umgang mit Stereotypen spielte: Erst seit den 60er Jahren und der zunehmenden Ausbreitung des Fernsehens gibt es eine Ko-Existenz der Filmgeschichte mit der gegenwärtigen Produktion, die die Wahrnehmung des Publikums für Wiederholungsstrukturen und Stereotype sensibilisiert. „Wurden in den Kinos ältere Filme mit wenigen Ausnahmen durch einen steten Strom des Neuen verdrängt und mehr oder weniger dem [...] Vergessen überlassen, so ist die Vergangenheit Hollywoods – und des Kinos überhaupt – seither permanent präsent [...]“ (245) Hinzu kam die Wiederverwertung der kinematografischen Ausdrucksformen in Fernseh-Filmen und -Serien, die ein breites Verweisnetz erzeugten. Für die Filmproduktion ermöglichte dies wiederum eine neue Kreativität im Umgang mit Stereotypen.

Die abschließenden Filmanalysen zeigen Beispiele für solche selbstreflexiven Stereotypisierungen am Beispiel dreier Filme auf: *McCabe and Mrs. Miller* (US 1971, R. Robert Altman), *Buffalo Bill and the Indians or Sitting Bull's History Lesson* (US 1976, R. Robert Altman) und *The Hudsucker Proxy* (US 1994, R. Ethan und Joel Coen). Daran wird deutlich,

dass es sich nicht um ein Phänomen des sogenannten postmodernen Kinos handelt, sondern dass der Begriff der Selbstreflexivität seit den späten 60er Jahren relevant ist.

Die ausgesprochen gründliche Vorgehensweise von „Film und Stereotyp“ hat zur Folge, dass die Lektüre bisweilen nur schleppend voranschreiten will. Dies hängt weitgehend davon ab, in welcher Weise die jeweiligen Ansätze dem Leser präsent sind. Je nach Vorbildung und Interessenlage können einzelne Teile in der Lektüre anstrengend sein, andere wiederum werden animieren und Freude an Neu-Entdecktem oder Vergessenem hervorrufen. Um den Preis einer Einschränkung der historischen Perspektiven ist eine punktuelle Lektüre durchaus möglich, da alle Einzeldarstellungen ausreichend aussagekräftig sind. Besonders hervorzuheben ist die vorurteilslose Herangehensweise an eine Thematik, die, wie im Untertitel schon angedeutet, Polarisierungen geradezu herausfordert. In der Diskussion des Stereotypen-Begriffs wird die drückende Last kultureller Vereinnahmungen des Films offenbar, und gleichzeitig entfaltet sich eine Vielzahl von spezifisch filmischen Qualitäten.

Heike Klippe

Tanjev Schultz

Geschwätz oder Diskurs?

Die Rationalität politischer Talkshows im Fernsehen

Köln: Von Halem, 2006. – 400 S.

ISBN 3-938258-24-1

Die Zahl politischer Talkshows im Fernsehen nimmt zu. Gelegentlich hört man sogar, Sabine Christiansen sei für die politische Kommunikation in Deutschland mittlerweile wichtiger als der Bundestag. Zugleich ist das Format ein beliebtes Ziel wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Medienkritik: Die Sendungen seien politisch substanzlos, die Zuschauer erhielten keine brauchbaren Informationen, statt Argumente auszutauschen redeten die Teilnehmer aneinander vorbei und kritisierten sich gegenseitig. Umso erstaunlicher ist, wie wenig empirische Untersuchungen sich bislang mit den Inhalten politischer Talkshows befasst haben. Die Arbeit von Tanjev Schultz – eine überarbeitete Fassung seiner Dissertation an der Universität Bremen – will hierzu einen

Beitrag leisten. Die zentrale Forschungsfrage der Untersuchung lautet, „ob und in welcher Weise die Sendungen vernünftige, argumentative Elemente in die öffentliche Kommunikation einbringen“ (S. 14). Der Autor geht folglich von einem eher pragmatischen Rationalitätsverständnis aus, in dem sich der Begriff „Rationalität“ durchaus auch häufig durch den Begriff „Qualität“ ersetzen ließe (S. 16). Das Buch ist in vier große Teile geteilt, die sich – wie der Verfasser betont – auch unabhängig voneinander lesen lassen.

Der erste Teil des Buches untersucht das diskursive Potenzial politischer Talkshows aus einer normativen Perspektive. Den Ausgangspunkt bildet ein leicht verständlicher Überblick über Habermas' Diskurstheorie. Bereits hierin kann man ein Verdienst des Autors sehen. Hieraus abgeleitet werden mehrere (Kommunikations-)Probleme – Zeitknappheit, ungleicher Zugang zu Kommunikationskanälen, ausweichendes Antwortverhalten, fehlender Respekt vor dem Diskurspartner usw., die ein Auseinanderklaffen von normativem Anspruch und kommunikativer Wirklichkeit von Diskursen verursachen können. Schließlich überprüft der Autor das Format der politischen Talkshow darauf, wie anfällig es für die jeweiligen Kommunikationsprobleme ist. Die Talkshows haben demnach – verglichen mit anderen Formaten öffentlicher Kommunikation – zwar ein hohes diskursives Potenzial. Zugleich bergen sie jedoch auch viele Risiken. Eine Schlüsselrolle kommt den Moderatoren zu, die beispielsweise ausweichendes Antwortverhalten sanktionieren können.

Der zweite Teil des Buches beginnt mit einem Überblick über verschiedene Talkshow-Formate und endet mit einer quantitativen Inhaltsanalyse aller Ausgaben von *Sabine Christiansen, Berlin Mitte, 19:zehn* und *Presseclub* zwischen 1998 und 2002. Angesichts der Menge von knapp 600 untersuchten Ausgaben bleiben die Analysen hier zunächst auf relativ grobe Merkmale der Sendungen, vor allem ihre Themen- und Teilnehmerstruktur, beschränkt.

Eine detaillierte Analyse der Argumentationsstrukturen in den Sendungen präsentiert der Autor im dritten Teil des Buches. Hierfür hat er je zehn zufällig ausgewählte Ausgaben der vier Sendungen aus den Jahren 2001 und 2002 mit einem umfangreichen Kategorien-System untersucht. Diese quantitative Analyse wird durch einen qualitativen „Leitfaden“

ergänzt. Beginnend mit Untersuchungen zur Länge der Redezeit und endend mit komplexen Analysen zur Interaktion der Teilnehmer fördert Schultz bemerkenswerte Befunde zu Tage: So stellen die Moderatoren der Sendungen vor allem kooperative Fragen, die Meinungsäußerungen der Teilnehmer verlangen. Die Teilnehmer verhalten sich dementsprechend meist responsiv, die Moderatoren haken kaum nach. Der größte Teil der Statements der Teilnehmer enthält „argumentative Anstrengungen“, also z. B. Begründungen oder Evidenzen. Dies gilt allerdings für manche Teilnehmer (v. a. Journalisten) eher als für andere (z. B. Politiker) und sagt noch nichts über die Qualität der Argumente oder die Aussagekraft der verwendeten Evidenzen aus. Entgegen manchem Vorurteil spielen Boulevardisierung und Personalisierung in den Wortbeiträgen der Teilnehmer nur eine untergeordnete Rolle. Die Statements der Teilnehmer sind vergleichsweise oft aufeinander bezogen. Häufig kritisieren sich die Teilnehmer gegenseitig. In der Regel verwenden sie dabei aber durchaus Argumente. Die Befunde für die vier untersuchten Sendungen unterscheiden sich jeweils mehr oder weniger stark, was vor allem auf die unterschiedliche Gästestruktur zurückzuführen ist.

Der Band schließt mit einer weit über eine Zusammenfassung hinaus gehenden Einordnung der Ergebnisse anhand der eingangs formulierten Theorien. Auf noch einmal über 40 Seiten greift Schultz die Kritik anderer Autoren an den Sendungen auf, diskutiert ihre Einschaltquoten und mögliche Wirkungen und diagnostiziert schließlich kritisch die Probleme des Formats. Er folgert, dass zwar eine gewisse Vorsicht gegenüber den Sendungen angebracht sei, Grund zur Polemik aber nicht bestünde. Politische Talkshows seien nicht deutlich weniger rational als andere Formen öffentlicher Kommunikation. Ihr diskursives Potenzial könne allerdings noch gesteigert werden, wenn z. B. ein gemischtes Gäste-Ensemble aus Politikern, Journalisten und Wissenschaftlern eingeladen würde, die Moderatoren häufiger nachhaken würden und den Gästen länger Zeit gegeben würde, ihre Argumentationslinien zu entfalten.

Alles in allem hat Schultz ein sowohl in den normativen als auch in den empirischen Teilen überzeugendes Werk vorgelegt, das zudem ausgesprochen gut lesbar ist. Die Verzahnung der einzelnen Teile ist gut gelungen. Die Analysen

liefern bemerkenswerte Befunde zu den Inhalten einer in der empirischen Forschung bislang zu Unrecht vernachlässigten Form politischer Kommunikation. Die Schlussfolgerungen, die der Autor anhand der Daten zieht, sind gut nachvollziehbar. Kritisch anmerken könnte man allenfalls, dass einige der Tabellen etwas überladen und die zentralen Befunde deshalb nicht auf den ersten Blick erkennbar sowie einige der Exkurse – vor allem im Schlussteil – verzichtbar sind. Dies trübt den guten Eindruck, den der Band hinterlässt, aber kaum. Er kann vielmehr ausdrücklich zur Lektüre empfohlen werden.

Marcus Maurer

Caja Thimm (Hrsg.)

Netz-Bildung

Lehren und Lernen mit neuen Medien in Wissenschaft und Wirtschaft

Berlin: Lang, 2005. – 252 S.

(Bonner Beiträge zur Medienwissenschaft; 5)

ISBN 3-631-52108-1

„Studierende sind ... die unangenehmste Zielgruppe für E-Learning, die man sich vorstellen kann“ (Ralf Stockmann, S. 53). Das ist natürlich nicht die Kernaussage des Sammelbands „Netz-Bildung – Lehren und Lernen mit neuen Medien in Wissenschaft und Wirtschaft“, herausgegeben von Caja Thimm. Es ist eine Feststellung in einem der insgesamt zehn Beiträge (zuzüglich einer Einführung), mit der deutlich gemacht wird, dass zwischen E-Learning-Erfordernissen in der Wirtschaft und solchen an Hochschulen ein großer Unterschied besteht: Je nach Domäne und in Abhängigkeit von den Lehr-Lernzielen braucht man eben auch beim E-Learning verschiedene Methoden und mediale Gestaltungsmaßnahmen; Medizinstudenten lernen nun einmal anders als angehende Literaturwissenschaftler, Ingenieure oder Pädagogen. Eine Reihe von praktischen Beispielen vor allem aus dem Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften, die über das gesamte Buch verstreut sind, macht die notwendige Diversität in digitalen Lernangeboten deutlich. Man könnte den obigen Satz aber auch als Indikator dafür nehmen, dass die meisten Forschungsbefunde zum Lernen und Lehren mit digitalen Medien nach wie vor an Studierenden gewonnen werden. Auch das belegt der Band, der nur, aber

immerhin, zwei Beiträge bereit hält, in denen empirische Befunde zum „Netzlernen in der Wirtschaft“ referiert werden. Und schließlich kann einen der eingangs zitierte Satz zu der Erkenntnis führen, dass Bildung keine Ware, sondern das Ergebnis einer Interaktion ist: Bildung entsteht (bestenfalls) dann, wenn Lernende von Lehrenden etwa mit Hilfe von digitalen Medien zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der sozialen und gegenständlichen Umwelt angeregt werden und sich dabei aktiv an diesem Geschehen beteiligen. Der Band thematisiert dies im weitesten Sinne im Kapitel „Nutzerperspektiven“, unter dem insgesamt vier Beiträge subsumiert werden.

Aus der Sicht des Lesers/der Leserin betrachtet hält das Buch zunächst einmal eine Reihe einführender und orientierender Informationen zum Thema E-Learning bereit: So finden sich u. a. Überblicke über verschiedene E-Learning-Formen und didaktische Szenarien, über gängige lehr-lerntheoretische Kategorisierungen sowie über Vorteile und Grenzen des Lernens mit digitalen Medien in den Beiträgen von Jürgen Handke (für das Lernen an der Hochschule), von Jörg Zumbach (für das Lernen in Unternehmen) und von Caja Thimm et al. (für beide Kontexte). Interessant sind darüber hinaus einige empirische Befunde, die in einem Teil der Beiträge zu lesen sind: Da wird z. B. auf Erkenntnisse zu verschiedenen Nutzertypen sowohl beim E-Learning im Allgemeinen (explorative, zielorientierte und recherchierende Nutzer) als auch im Umgang mit Learning Management Systemen (Nicht-Nutzer, Desinteressierte, Beobachter, Pragmatiker, Uploader, Poster und Poweruser) verwiesen. Es finden sich Ergebnisse zur Wirkung animierter Infografiken und erste Antworten auf die Frage, welche Kompetenzen voraussetzt sind, wenn die Führung von Mitarbeitern zum „remote management“ wird. Letzteres, so meine ich, ist durchaus auch für Lehrende von Bedeutung, die heute oft genug in Situationen kommen, die man als „distance leadership“ bezeichnen kann. Schließlich liefern die Beiträge dem Leser/der Leserin vor allem im letzten Drittel des Bandes mehrere konkrete Beispiele von Projekten und Lernangeboten, die die Vielfalt der Möglichkeiten infolge der digitalen Medien anschaulich machen. Felicitas Haas und Bernhard Schröder beschreiben bei dieser Gelegenheit eine Reihe typischer Schwierigkeiten, vor denen vor allem E-Learning-Pioniere stehen (und an vie-